

Auf der Suche nach unsichtbaren Wunden

Medizin Dominice Häni arbeitet in der Schweiz als „Forensic Nurse“. Die Krankenschwester erkennt, ob eine Patientin durch Gewalt verletzt wurde, und sichert die Beweise. So stärkt sie die Betroffenen und hilft der Polizei beim Ermitteln. Ein Modell auch für Deutschland?

VON FRANZISKA PRÖLL

Zürich Dominice Häni weiß noch, dass sie das Telefon zwischen Kopf und Schulter klemmte. Die Stimme der Anruferin habe gezittert, erzählt Häni. Sie sei vergewaltigt worden, sagte die Frau am anderen Ende der Leitung, von ihrem Ex-Freund.

Während Dominice Häni, die als Krankenschwester in einer Züricher Klinik arbeitet, mit der Frau telefoniert, bindet sie zur Blutabnahme den Arm einer Patientin ab, die ein schreiendes Baby bei sich hat. Auch auf dem Flur ist es laut, Mitarbeitende eilen durch die Gänge, Menschen warten. Auf den ersten Blick ein Tag, wie Häni ihn in der Notaufnahme häufig erlebt. Doch dieser Freitag im Januar 2019 ist anders.

Das liegt an dem Anruf und daran, was noch kommen wird. „Bei ihr ist vieles schiefgelaufen“, sagt Häni über die Anruferin. Sie habe die Patientin verunsichert, ihr nicht so geholfen, wie sie es nach einer Vergewaltigung gebraucht hätte. Weil ihr das lange nachging, beschloss Häni, sich weiterzubilden. Auf solche Fälle wollte sie in Zukunft besser vorbereitet sein.

Häni, 37, ist nun eine sogenannte Forensic Nurse. In der Schweiz können sich Krankenschwestern schulen lassen zu solchen Spezialkräften, die Menschen helfen, wenn sie Gewalt erlebt haben. In den USA werden die Ausbildungen seit den Neunzigern angeboten. In Deutschland gibt es sie noch nicht. Hier sieht man es eher als ärztliche Aufgabe, Gewaltopfer zu versorgen. Für Gynäkologinnen oder Hausärzte gibt es Schulungen zum Erkennen von Gewalt. In München haben Rechtsmediziner bereits Krankenschwestern unterrichtet. Sechs Monate dauerte das Pilotprojekt. Ob es wiederholt wird, ist noch nicht klar.

2270 Mal zeigten Frauen bundesweit im vergangenen Jahr eine Vergewaltigung bei der Polizei an. Im Lockdown, als beide Partner mehr Zeit zu Hause verbrachten, hat sich die Gewalt nach Expertenschätzungen verschärft. Vorhanden war sie meist schon vorher. Um das Thema in die Öffentlichkeit zu bringen, rufen die Vereinten Nationen am 25. November den Internationalen Tag gegen Gewalt an Frauen aus.

Wer häusliche oder sexualisierte Gewalt erlebt, wendet sich oft nicht direkt an die Polizei. Viele Betroffene haben Angst vor stundenlangen Vernehmungen. Wenn sie sich schwerer verletzt sind, wenn sie die „Pille danach“ oder ein Medikament zur HIV-Prophylaxe brauchen, suchen sie Rat bei Ärztinnen, Ärzten und Pflegekräften. Manche erleiden Platzwunden, vaginale Verletzungen oder Knochenbrüche.

Anna Müller, wie die Anruferin

Äußerlich sah man ihr nichts an

in diesem Text heißen soll, ist nicht von Wunden gezeichnet, als sie etwa zwei Stunden nach dem Telefonat in der Klinik eintrifft. Halt und Hilfe benötigt die Frau trotzdem. Müller spricht von Schmerzen im Unterleib. Vergewaltigungen hinterlassen manchmal millimeterkleine Risse in der Vagina, mit dem Auge kaum erkennbar, sehr schmerzhaft.

Wie in Deutschland sichert medizinisches Personal in der Schweiz die Spuren von Gewalt. Ärzte und Pflegerinnen entnehmen Blut und Urin, packen Unterwäsche in Papiertüten und fotografieren Verletzungen. Das Material archivieren sie so, dass Geschädigte darauf zugreifen können, wenn sie sich entscheiden, zur Polizei zu gehen.

Ihre Patientin hat Dominice Häni auch fast drei Jahre später noch genau vor Augen. Die Krankenschwester sitzt am Tisch in einem Behandlungsraum, schlägt die Beine übereinander, beugt den Oberkörper etwas nach vorn. Während sie spricht, blicken ihre braunen Augen zur Tür, so, als könne Anna Müller jeden Moment wiederkommen.



Manchmal sieht man nach einer Gewalttat gar keine offensichtlichen Verletzungen, weiß die Krankenschwester Dominice Häni (links) heute. Doch womöglich klebt DNA des Täters am Körper seines Opfers. Häni hat alle Utensilien, um solche Spuren zu sichern.

Foto: Anne Gabriel-Jürgens

Die Kapuze ihres schwarzen Pulis hatte sie weit in ihr bleiches Gesicht gezogen, als wolle sie sich hinter ihren Kleidern verstecken, sagt Häni. Die Krankenschwester und eine Gynäkologin untersuchen Anna Müller. Außer den beiden ist abends niemand mehr im Dienst. Etwa zehn Personen warten draußen. Das machte ihnen zusätzlich Druck, erinnert sich Häni. Gewaltbetroffene kommen oft abends oder nachts in die Klinik, wenn wenig Personal im Einsatz ist. Ärzte sorgen sich, in der Hektik etwas falsch zu machen. 2020 zeigte das eine Befragung des Instituts für Menschenrechte in deutschen Kliniken.

„Brauchen wir Abstriche von den Handgelenken?“, will die Ärztin im Januar 2019 von Häni wissen. Anna Müller sagt, ihr Ex-Freund habe sie da festgehalten. Weder Häni noch die Ärztin können Kratzer oder Druckstellen erkennen. Sie beschließen, keinen Abstrich zu machen. Ein Fehler, wie Häni nun weiß. Auch wenn keine Spuren zu erkennen sind, klebt womöglich DNA an den Handgelenken. Daher sollte man die Haut mit einem großen Wattestäbchen abtupfen.

Zwei Stunden lang arbeiten sich die Frauen durch die Dokumentationsbögen. Jeder Kratzer, jede Narbe, jeder blaue Fleck muss in schemenhaften Darstellungen des Körpers eingezeichnet werden. Weil die Patientin keine sichtbaren Verletzungen hat, verzichten Häni und die Ärztin darauf, Fotos zu machen. Sie wissen damals nicht, dass Richterinnen und Staatsanwälte im Falle einer Strafanzeige jedes Detail einbezogen, dass Fotos wichtig sind, egal, ob darauf gesunde oder verletzte Haut zu erkennen ist. Beides verrät etwas über die Tat.

Nach der Untersuchung verlässt Anna Müller eilig das Behandlungszimmer. Dominice Häni drückt ihr noch eine Liste mit Beratungsstellen in die Hand. Sie bleibt zurück mit

dem Gefühl, die Patientin verunsichert statt ihr geholfen zu haben.

Gewaltopfer bedürfen der Hilfe auf dreierlei Art, sagt Dominice Häni: medizinisch, technisch und menschlich. Wunden werden versorgt. Beweise archiviert. Sie brauchen aber auch das Gefühl, gut aufgehoben zu sein. „Ich will Menschen eine Stimme geben, die nicht fähig sind, für sich zu sprechen und nach einer Gewalttat nicht einmal mehr wissen, wo oben und unten ist“, sagt Häni. Auf einer Ablage im Behandlungsraum steht ein Strauß rosafarbener Rosen. Eine Patientin hat ihn mitgebracht, als Geschenk für Häni, die sie in der Sprechstunde für Schwangere betreute. „Wir können ihnen vermitteln, dass wir ihnen glauben“, sagt die Krankenschwester. Erledige sie ihren Job gut, stärke sie Betroffene für weitere Schritte, etwa eine Anzeige.

Auch als sie die Krankenakte von Anna Müller geschlossen hat, beschäftigt Häni der Fall weiter. Zur Nachsorge erscheint die Patientin nicht. Häni ruft sie an, will wissen, ob alles in Ordnung ist. Doch es meldet sich nur die Mailbox. „Ich wollte nicht aufdringlich sein, also

habe ich es nach ein paar Anrufen sein gelassen.“ Beratungsstellen in Zürich hat Anna Müller bislang nicht kontaktiert, wie Anfragen unserer Redaktion ergaben. Damit ist sie kein Einzelfall, sagt Bettina Steinbach von der Frauenberatung Sexuelle Gewalt in Zürich. „Viele Frauen versuchen, den Ekel und die Scham zu verdrängen.“ Erst wenn das Erlebte wieder und wieder hochkommt, suchen Betroffene Hilfe. Da liegt die Tat meist Wochen, Monate oder sogar Jahre zurück.

Nach der Behandlung von Anna Müller nimmt sich Dominice Häni vor, sicherer zu werden im Umgang mit Opfern von Gewalt. Ein paar Monate später bewirbt sie sich für die Weiterbildung zur Forensic Nurse, zur Krankenschwester mit Zusatzwissen in Forensik.

Ein Jahr dauert die berufsbegleitende Ausbildung am Institut für Rechtsmedizin der Universität Zürich, einem von vier Instituten in der Schweiz, die forensische Krankenschwestern schulen. Rund 200 Personen haben die Lehrgänge bisher abgeschlossen. Dabei lernen die Pflegekräfte, wie man sensibel mit Gewaltbetroffenen spricht. Sie ler-

nen das Strafrecht kennen und üben, Verletzungen zu dokumentieren.

Krankenschwestern kommen ihren Patienten meist besonders nah. Während sie Blutdruck messen, nach Vorerkrankungen fragen, Blut abnehmen, beobachten sie ihr Gegenüber. Woher kommen die blauen Flecken? Wirkt die Person bedrückt? Passt die Geschichte, die sie erzählt, wirklich zu den Verletzungen? Am Ende steht oft ein vages Gefühl: Hier stimmt etwas nicht.

An diesen Punkt kam auch Juliette Galli immer wieder. 33 Jahre lang arbeitete sie als Krankenschwester auf verschiedenen Notfallstationen in der Schweiz, später auch als Forensic Nurse, bevor sie im November 2020 ans Institut für Rechtsmedizin nach Zürich wechselte. Nun unterstützt sie Rechtsmedizinerinnen und Rechtsmediziner, die im Auftrag der Polizei Tote und Verletzte begutachten.

Im Besprechungsraum des Instituts sitzt die 57 Jahre alte Krankenschwester in schwarzer Lederjacke, die Ärmel hochgekrempt, Tattoos am Unterarm. Einmal, vor ein paar Jahren, erzählt Galli, sei eine Frau in die Notaufnahme gekommen, die sagte, sie habe sich den Arm verdreht – in der Waschmaschine. Die Patientin habe Galli bei ihren Schilderungen nicht in die Augen gesehen. Weil keine Waschmaschine bei offener Tür schleudert, hakte Galli nach, bot an, Spuren zu sichern. Doch die Frau wollte lieber vergessen.

Nicht zu allen Frauen dringen Forensic Nurses durch. „Man erreicht sie, wenn der Leidensdruck groß ist“, sagt Galli. Kurz nach der Tat sei ein möglicher Zeitpunkt. Wenn sich Gewalt kurz vorher in aller Härte entladen hat. Nach Drohungen oder Schlägen nehmen sich Täter oft erst einmal zurück. Sie entschuldigen sich und versichern, sich zu bessern. Viele Betroffene beginnen, das Geschehene herunter-

zuspielen, zu rechtfertigen oder zu verdrängen. Weil sie hoffen, dass es ein Ausrutscher war, den Partner lieben oder sich schämen.

Wichtig sei, nicht wegzuschauen, sagt Galli. Auch Freundinnen können aufeinander achtgeben, Nachbarn aufmerksam sein. Wer nebenan Hilferufe hört, wer blaue Flecken, Kratzer oder Schürfwunden an Händen oder Gesicht bemerkt, sollte sein Gegenüber ansprechen, betont Galli. Und Hilfe anbieten.

Frauen starten durchschnittlich sieben Anläufe, bis sie sich von ihrem gewalttätigen Partner trennen. Denn Gewalt ist eine Spirale. Zwischen Phasen des Streits ist es tage-

Auch die Nachbarschaft soll wachsam sein

oder wochenlang ruhig oder es bleibt bei leisen Demütigungen. Die Schmerzen oft nicht weniger als ein Faustschlag.

Im Behandlungsraum der Züricher Klinik öffnet Dominice Häni einen mintgrünen Karton. Seit Ende Mai 2021 ist auch sie eine Forensic Nurse. Häni blättert durch die Dokumentationsbögen. Es ist auch ihre Aufgabe, Wunden zu vermessen, die ihre Patientin vergessen will. Geduldig müsse sie jeden Schritt erklären, um Erlaubnis bitten, die Grenzen der Frau respektieren. So gelingt es, sagt Häni, „aus der kühlen Handlung etwas Warmes zu machen“. Bevor sie das Winkelmaß, ein rechtwinkliges Lineal, an ein Hämatom legt, fragt sie: „Ist das in Ordnung? Ich weiß, es wird unangenehm. Wenn es nicht mehr geht, dürfen Sie Stopp sagen.“

Jedes Körperteil wird fotografiert. Aber nie zieht sich eine Frau komplett aus, sondern macht immer nur Teile ihres Körpers frei. So falle das Prozedere leichter, sagt Dominice Häni. Einfach ist es allerdings nie.

Aktionstag gegen Gewalt an Frauen

- Jede dritte Frau in Deutschland erleidet mindestens einmal in ihrem Leben **physische oder sexualisierte Gewalt**, wie das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend berichtet.
- Auf solche Taten aufmerksam machen möchte einmal jährlich der **Internationale Tag gegen Gewalt an Frauen am 25. November**. Er wurde 1999 von der UN-Generalversammlung eingeführt. Der Grund dafür war, dass nach Angaben der UN selbst kurz vor Ende des 20. Jahrhunderts Frauen nicht in Sicherheit leben konnten. Man sei beunruhigt, so

die Mitglieder der Vereinten Nationen, „dass Frauen nicht in den vollen Genuss ihrer Menschenrechte und Grundfreiheiten kommen, und besorgt darüber, dass es nach wie vor nicht gelungen ist, diese Rechte und Freiheiten im Falle von Gewalt gegen Frauen zu schützen und zu fördern“.

- Kommunen beteiligen sich, indem sie etwa Gebäude farbig beleuchten.

Bundesweit finden **Vorträge und Demos** statt. München weitet den Aktionstag aus: zu vier „Aktionswochen gegen Gewalt an Frauen, Mädchen, Jungen und nonbinären Menschen“ im November. (AZ)